

# Halle'sche Zeitung.

## Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 293.

Halle, Dienstag 26. Juni 1894.

186. Jahrgang.

### Neueste Nachrichten.

#### (Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

**Berlin, 26. Juni.** Die Buchhändler Meyer aus Leipzig und Feslmann aus Breslau hatten heute wegen Verleumdung des Reichstagsabgeordneten G. v. Arnim, begangen durch einen öffentlichen Aushang, ein Mandat in Berlin termin. Beide waren vom Gerichtshof entbunden worden. Der Staatsanwalt beantragte selbst die Freisprechung, und der Gerichtshof sprach den auch beide Angeklagte ohne Verurteilung frei. Es wurde festgestellt, daß eine Absicht der Verleumdung nicht vorhanden gewesen sei. Die Verhandlung dauerte dreißig Minuten.

**Berlin, 26. Juni.** Gegen Ende dieses Monats gehen die Minister von Hayden und Dr. Miquel eine gemeinsame Reise nach Westpreußen und Polen zu unternehmen, um unter der Führung des Präsidenten von Wittenberg die Heintungler und Anstehungen zu besichtigen. Es soll sich insbesondere bei dieser Reise darum handeln, das Heintunglerwesen im Einzelnen und die Ergebnisse der Heintunglerbildung überhaupt kennen zu lernen.

**Berlin, 26. Juni.** Prinz Heinrich von Preußen hat durch ein an den Centralausschuß für innere Mission gerichtetes Schreiben vom 2. Juni sich auf dessen Bitte erklärt, das Protektorat über die Deutsche Seemannsschule zu übernehmen.

**Hamburg, 26. Juni.** Neuerdings wurde Frau Schwager, die Gattin des Inhabers einer Erporthandlung, verhaftet. Nahrung sind in der Fallschmünger-Affaire acht Personen festgenommen worden.

**Horn, 25. Juni.** Während das Hochwasser des Weichselstroms hier um 1/2 Meter gefallen ist, hat es auf der Strecke von Grandsin bis Dirschau den höchsten Stand, gegen fünf Meter, erreicht. In der Küstler, Schwager, Meinerburger, Marienwerder Hebung sind auf den Außenläufern alle Felder vernichtet, welche vorgewiesene Feinen Keuten gehören.

**Wrag, 26. Juni.** Gegen den vorgeschlagenen an der Ermordung Bismarck's zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilten Strich ist die Unterjochung wegen Hochverrats, begangen im Neuhäuser Strafhaus, eingeleitet worden.

**London, 26. Juni.** Bei der Explosion im Kohlenbergwerk in Nonington (Südwesten) haben 253 Vergleute sowie 139 Pferde den Tod gefunden. Alles nach dem Wert eines Augenblicks, und die Verunglückten hatten keinen Todesstampf. Aus der Grube sind bis jetzt 17 Leichen zu Tage gefördert worden. Zwei von den festgehenden Geretteten farbten. Die Königin hat ein Beileidsgramm überandt. Die Ursache der Katastrophe ist noch unbekannt, wahrscheinlich fand die Explosion durch Entzündung von Kohlenstaub statt.

### Ju Carnots Ermordung.

Wir haben bereits in unserer gestrigen Abendausgabe den Gedanken Raum gegeben, daß die bei dem Präsidenten der Republik verübte Mordthat ein politisches Ereignis von vorläufig unübersehbarer Tragweite ist, daß es vollkommen gewisses erscheint, auch nur über die nächsten 24 Stunden hinausreichende spekulative Betrachtungen anzustellen. Soweit unter dem erschütternden Eindruck dieses jähen Nisses in das der Jahreszeit entsprechend gemessene Entwicklungstempo der internationalen Angelegenheiten ein ruhiges Verweilen des Geschehens lagereiten kann, sagt schon das infinitive Gefühl aus dem politischen Leben, das Europa an einem Punkte seiner Zeitgeschichte angelangt ist, wo Alles davon abhängt, ob die Durch Carnot's jähes Hinscheiden unwirksam in den Vordergrund der Staatsbühne gedragenen Männer Muth, Willenskraft und Beharrlichkeit genug enthalten werden, um zu verhindern, daß Stürmungen und Verwirrungen Oberwasser erhalten, die zu allem Vertheuern in offenen, feindseligen Gegenseiten treten. Präsident Carnot hat sich, das müssen auch seine unverwundlichen Feinde zugestehen, als Präsident der Republik den vielfachen und schwierigen Aufgaben, die einem Politiker in solch hoher, verantwortungsvoller Stellung nur immer obliegen können, in vollem Maße gewachsen gezeigt, dergestalt, daß es seinem maßvollen persönlichen Willen wesentlich mit zugehört werden muß, wenn die internationale Atmosphäre von bedrohlichen Trübungen rein erhalten bleiben konnte. Die Männer, die gegenwärtig in seinem ordnungsmäßigen Letztentlassen Biegel des Staatswesens aufgegeben haben, werden sich darüber nicht im Unklaren sein, daß sie den Wünschen der überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes entsprechend handeln, wenn sie ihre Tätigkeit so einrichten, daß die prinzipielle Orientierung der französischen Politik von dem notwendig gewordenen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten möglichst unbeeinträchtigt bleibt.

Die große Frage ist nur, ob sie so werden handeln können, wie sie es vielleicht gerne möchten, aber unter der Macht des Geschehens, angefaßt der hochgehenden Wogen der nationalen Leidenschaft nicht zu thun wagen.

Die alle Europas schreit von vornherein gegeben. Europa wird sich, wenn auch voll absehnlicher Spannung, den französischen Vorgängen gegenüber zunächst und so lange es nicht durch die Umstände zu einer Stellungnahme direkt gezwungen wird, passiv aufschauend verhalten. Der einfache gesunde Menschenverstand müßte zu dieser Haltung als der einzig klugen und angemessenen auffordern, wenn sie nicht schon ohnehin gewiß wäre. Denn Europa hat das allergrößte Interesse daran, daß es den leitenden Kreisen Frankreichs gelingen möge, die Republik möglichst ohne Spaltung durch die schwere

Stufe hindurch zu bringen, in welche die der Tod Carnot's verlegt hat. Es begleitet daher auch mit seiner aufrichtigsten Sympathie die nächsten Schritte der französischen Regierung, welche naturgemäß darauf berechnet sein müßten, das erste Ausfließen der nationalen Empörung vor einer Explosion zu bewahren, die nach Innen wie nach Außen das Signal zu folgenschweren Vermordungen werden könnte.

Die Anklageferte der durch Carnot's Tod geschaffenen Lage liegt in dem Umstand, daß der Mörder italienischer Nationalität ist. Man weiß ja, welche Pflichten die französisch-italienischen Beziehungen in den letzten Jahren, seit Proklamierung des französischen Bollwerkes gegen Italien durchlaufen haben. Das die Erinnerung von Niquet-Mertes und zu manchen andern tiefen, schmerzenden Stachel in der italienischen Volkseele zurückgelassen haben, ist ebenso zweifellos, als daß die italienische Nation als solche dem Verbrechen, das der Döge eines ihrer Landesleute vollführt hat, durchaus fern steht. Es liegt daher, wenn man berücksichtigt, daß der Mörder Carnot's beim Begehen seiner Freveltthat anarchoide Impulse folgte, und der Anarchismus keine nationalen Schranken kennt, für die Franzosen, die selber eines der größten Kontingente zum anarchoide Seebann stellen, sicherlich nicht der mindeste Anlaß vor, den Umstand, daß der Mörder zufällig italienischer Nationalität ist, gegen Italien und die italienischen Volksgenossen als solche auszunutzen. Wird aber die Empörung der Volksmassen in Paris, Marseille, Lyon etc. diese zweifellose Wahrheit respektieren? Und wenn dies nicht der Fall sein sollte, wird dann die Staatsautorität sozial Unschlüssigkeit befehlen, um einem gegen die Italiener als solche sich wendenden Ausbrüche des Volksgewalt's nützlichem als mit bewußter Hand entgegen zu treten? Ein momentanes Bögen nur, ein Augenblicks- und die Wogen der Empörung durchbrechen alle Dämme und lassen den Männern an der Spitze nur die Wahl, von dem Strome verflutet zu werden, oder, aus Gründen der Selbsterhaltung, mit dem Strome zu gehen, führe er, wohin er wolle. So liegt augenblicklich die Situation. Das sie an Krisenzeiten überdies ist, braucht man nicht zu leugnen, und kann dennoch an der Hoffnung festhalten, daß sie eine erfolgreiche Lösung finden werde.

#### Die Stimmung in Frankreich.

Wir lassen nunmehr die uns zunächst über die Schreckensthat und ihre Wirkungen zugegangenen Zelegramme hier folgen:

#### Der Mörder.

Der Untersuchungsrichter unterzog gestern Vormittag den Mörder einer Verhör. Aufgefordert, Genauer über seine Persönliche leit anzugeben, verlangte er Fodet und Papier und schrieb: „Cosario Giovanni Corso di Duca di Genova presso distrettissima famiglia nomen Francesco“. Am Hebrigen verweigerte der sehr ruhige Verbrecher jegliche Auskunft, bis zu seinem Heuch vor dem Untersuchungsrichter wurde aber, daß Santi den Wagen des Präsidenten längere Zeit mit hilffleißigen Geberden begleitet hat, um als Witzstreich zu erwidern und den gerügten Moment für das Attentat abzuwarten. Im Hebrigen erklärt der Mörder, er werde nur vor den Geschworenen Aussagen machen.

Der Polizeipräsident Le Vene, welcher heute früh aus Lyon zurückgekehrt ist, theilte dem Neleportier mit, Cafraro sei dem Wagen Carnot's nachgelaufen, mit beiden Händen ein Bouquet haltend. Am Wagen angelangt, bot er Carnot mit der linken Hand das Bouquet dar. Carnot beachte sich vor, um dasselbe zu fassen. In diesem Augenblick zog Cafraro den Dolch, der in der Manndichte des Bouquets verborgen war und stieß Carnot denselben von oben nach unten in den Leib.

#### Cette, 25. Juni.

Der Attentäter befand sich am Sonnabend noch hier; er war 8 Monate als Häftling bei dem Warden Warden. Am Sonnabend erhielt er von seinem Arbeitgeber 80 Frk. und ging fort mit dem Bemerkten, er werde dahin gehen, wohin ihn die Umstände führen würden. Sonnabend Nachmittag 2 Uhr 45 Min. verließ er die Stadt. Der Attentäter war als herausfordernder Anarchist bekannt und ist 27 Jahre alt. Den Dolch, mit welchem das Attentat ausgeführt wurde, hatte er am Freitag gekauft.

Nach einer Meldung des „Paris“ aus Lyon soll dort ein Mann verhaftet worden sein, der kurz nach dem Attentat erklärte, daß er sich darüber nicht wundere, daß er tags zuvor von einem Freizeithelfen gefahrt habe, daß Carnot erdolcht werden würde. Das Individuum konnte keine genaue Auskunft über den Freizeithelfen erteilen und wurde festgenommen. Die Polizei glaubt, daß das Attentat das Werk eines Komplottes ist, das die Stadt Wien im Departement Jura, wo Cosario eine Zeit lang lebte, als ein anarchoide Centrum bekannt ist.

Ein sechsjähriger Mann Namens Domergue hatte den Dolch des Attentäters aufgegeben und dem Polizeipräsidenten Davine übergeben. Der Dolch ist 25 Centimeter lang, der Griff von vergoldeten Kupfer, die Scheide ist von Sammet mit schwarzen und roten Streifen. Als Hauptzeuge des Attentats wurde von dem Polizeipräsidenten außer Domergue auch der Polizeibeamte Dubois, welcher den Attentäter aus den Händen des Polizeiprefektors Dubois in Empfang nahm. Dubois war der Person des Präsidenten Carnot attackirt und hatte den Attentäter Carnot verhaftet.

Die Stimmung der Pariser Bevölkerung ist eine höchst ruhige geworden, nirgends, auch nicht in den öffentlichen Werten in der Nähe der Grabhüfen, wo italienische Arbeiter beschäftigt sind, kam bisher eine antianarchoide Demonstration vor.

In der vergangenen Nacht wurden das Lokal „Harmonie Salienne“ und einige kleinere italienische Wirthschaften in der Rue Cassanay und in der Rue Paul hier geplündert. Bis zum Morgen waren von der Polizei 60 Verhaftungen vorgenommen worden; das italienische Konsulatsgebäude wird fortwährend polizeilich bewacht; die Manifestanten respektieren die Fahne und das Wappenschild des Konsulats.

**Anzeige-Gebühren**  
Für die hiesige Zeitung sind die Gebühren für die ersten drei Monate 15 Mark, für die nächsten drei Monate 10 Mark, für die nächsten drei Monate 7 Mark, für die nächsten drei Monate 5 Mark. Die Gebühren für die ersten drei Monate sind 15 Mark, für die nächsten drei Monate 10 Mark, für die nächsten drei Monate 7 Mark, für die nächsten drei Monate 5 Mark. Die Gebühren für die ersten drei Monate sind 15 Mark, für die nächsten drei Monate 10 Mark, für die nächsten drei Monate 7 Mark, für die nächsten drei Monate 5 Mark.

**Lyon, 25. Juni.**  
Alle Fahnen an öffentlichen Gebäuden und Privatgebäuden sind in der vergangenen Nacht entfernt und durch Trauerfahnen ersetzt worden. Der Minister des Präsidenten beordnete die Stadt über die Leiche Carnot's, welche in einem feierlichen Zuge und mit dem General Lordon der Ehrenlegion aufgebahrt ist. Von der Aufbahrung wurde eine phlog. Aufnahme genommen. Madame Carnot hat den Wunsch ausgesprochen, daß die Leiche nicht einbalsamirt, sondern sobald als möglich nach Paris gebracht und in der Kapelle des Heilgen ausgelegt werde. Man erwartet hierüber eine Entscheidung des Ministers.

**Lyon, 25. Juni.**  
In verschiedenen Italienern gebürtigen Establishments ist Feuer ausgebrochen. Die Polizeicommissäre die Menge zu beruhigen, indem sie aufordneten, den Särgen der Leiche Carnot's zu adeln. Die Menge antwortet mit dem Rufe: „Wir wollen Carnot's adeln!“

**Marseille, 25. Juni.**  
Auch hier herrscht wegen des Attentats gegen Carnot allgemeine Entrüstung. Alle Schiffe haben Trauerfahnen gehisst. Es herrscht vollständige Ruhe; im Hebrigen sind Magazine geschlossen, um jeden Zusammenstoß zwischen den französischen und italienischen Arbeitern zu verhindern. Das italienische Konsulatsgebäude, welches als eines der ersten Gebäude die Trauerfahne hisst, ist militärisch besetzt; die Wache und die Marine sind geschlossen.

**Paris, 25. Juni.**  
In die im Palais Elysée ausgelegten Leiche Carnot's sind 250000 Blätter überreicht worden. Die italienische Handelsmission läßt seitens ihrer Mitglieder ebenfalls eine Beileidsadresse unterzeichnen.

**Paris, 25. Juni.**  
Gegen 1 Uhr Nachts veröffentlichte der Minister des Auswärtigen den Namen der Vertreter der französischen Wächter die Nachricht vom Tode des Präsidenten Carnot. Mehrere Mitglieder des diplomatischen Corps fanden sich unversehrt im Elysée ein, wo sie sich in die Rondseltzengasse schickten. Mehrere Blätter ermahnen zur Ruhe. „Eclair“ schreibt:

„Nallen ist hier nicht im Spiel, fallen wir uns, die Verantwortung für ein individuelles Verbrechen auf ein Volk auszuweisen. Cosario ist zweifellos ein Anarchist; die Anarchie hat kein Vaterland; unsere Pflicht ist uns vorgezeichnet, wachen wir über uns selbst; keine Gewaltthatigkeit, keine Reaktion! Die Ungehörigkeit der Präsidentengewalt wird sich ohne Störung vollziehen, Frankreich weint, aber es ist stark.“

**Paris, 25. Juni.**  
Im Ministerrath beehrte Dupuy über das furchtbare Attentat gegen Carnot, welches in ganz Frankreich das Gefühl der Bestürzung hervorgerufen habe. Die Leiche Carnot's wird heute Nacht eintrifft. Die Regierung wird von der Kammer die Genehmigung zur Veranstaltung einer nationalen Leichenbegängnis verlangen. Der Präsident des Municipalrats richtete an den Ministerpräsidenten Dupuy ein Schreiben, in welchem er dem Mörder und Schmerzer der Stadt Paris über das Attentat Ausdruck giebt. Die Nachrichten aus den Departements, besonders aus Lyon, Marseille, Lille und Bordeaux geben die allgemeine Erregung und Bestürzung an, und den Wunsch über das Attentat wieder. Die Fahnen auf sämtlichen öffentlichen Gebäuden in Paris sind mit Trauerfahnen umhüllt, die Bewegung in der Bevölkerung ist sehr groß, man reißt sich um die Zeitungen, welche über die letzten Augenblicke Carnot's berichten. Im Hebrigen herrscht hier vollkommen Ruhe. Madame Carnot ist heute früh 7 Uhr mit ihren beiden Söhnen in Lyon eingetroffen und hat sich sofort nach der Wache begeben. Die beschuldigte Menge beehrte dieselben ehrerbietig. Der Sohn wurde dem Anblick der zu Ehren seines Vaters mit Trauerfahnen besetzten Stagen beinahe ohnmächtig.

#### Im Senat.

Der Prudanz ist sehr groß. Unter lebhafter Bewegung verlas der Präsident Challemeil-Bacou den Brief des Ministerpräsidenten Dupuy, welcher mit dem besten Willen, in der er sagte, er schäme sich dem Gefühle des Schreckens an, welches das Attentat einflöße, und schloß daran eine Rede auf die Würde und den Gedächtnis Carnot's. Europa würde den Aol und die Unantastbarkeit seines Charakters und nehme Theil an der Trauer Frankreichs. Der Präsident richtete ferner auf Worte des Abschieds an die Familie, indem er sagte, Carnot hätte bei seiner Güte allen Maß und jedem Fanatismus entgegen müssen. Das Ereignis werde den energischen Entschluß befehlen, die Grundgesetze der republikanischen Ordnung zu verteidigen, die Menschlichkeit bis zum äußersten zu beschützen. Der am Mittwoch zusammengetretene Kongress werde seinen mit Selbstlosigkeit kein unerschütterliches Vertrauen in die Heiligkeit der staatlichen Einrichtungen zu bewahren. Die Wahl des Kongresses werde sicherlich eine sein, welche die große Mehrheit der Franzosen billige, denen einzig und allein daran liege, nach Außen die Ehre des Staates, nach Innen die Einzigkeit zu sichern. Hieran wurde die Sitzung geschlossen.

In der Deputiertenkammer. Der Saal ist dicht besetzt, unter den Deputierten herrscht lebhafte Erregung. Sobald der Präsident Casimir Perier den Saal betritt, erheben sich alle Anwesenden von den Sigen. Casimir Perier verliest die Rede des Ministerpräsidenten Dupuy, welches den Tod Carnot's mittheilt und abdamt fortfährt:

„Ganz Frankreich, über dieses furchtbare Verbrechen entsetzt, giebt der Regierung seine Bewegung und seinen Schmerz kund. Frankreich beweint in dem Verstorbenen einen ergebenen Diener und rechtschaffenem Bürger, der mit Ehren und Treue die nationale Fahne hochgehalten und Europa Empfindungen eingeflößt hat, welche ein Trost sind in der besten Zeit, welche uns anverleitet ist. Die Republik wird das Andenken Carnot's hochhalten, die Sympathien, welche er genos, sind auch seiner Familie sicher, welche ihn beweint und die, wie er, Frankreich würdig ist. Das ganze Land theilt den Abscheu über das Attentat, welcher die Negativa und das Parlament erfüllt.“

Nach Verlesung dieses Schreibens fügt Casimir Perier hinzu: „Die Kammer und Frankreich schließen sich den Worten des Ministerpräsidenten an. In dieser Stunde der Nothdacht wollen wir uns eifrigst bemühen, in dem Grade, in dem ein dem Vaterlande und der Republik ergebene Leben seine Heiligkeit zu finden.“

Casimir Perier schloß mit dem Ausdruck tiefen Mitgeföhls für die Familie Carnot's und mit der Versicherung, daß Frankreich auch an diesem Tage der nationalen Trauer wasdam und stark bleibe.











# Jenilleton-Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 147.

Halle a. S., Dienstag, den 26. Juni

1894.

## Familie Hartwig.

Roman von Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)

[44]

Johanna rieth ihr, doch ehestens einen Arzt zu befragen. Frau Sturm aber, mit einer vornehmen Handbewegung, lehnte dies ab.

Die Aerzte, sagte sie, machen die Mücke zum Elefanten. Zudem, wo nehme ich das Geld her? Dem lieben Fräulein kann ich's ja sagen: wir haben Schulden! Und was für Schulden! Manchmal denke ich: es ist geradezu schlecht von uns! Aber es ging nicht anders! Können Sie's glauben, Fräulein Johanna? Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: von unserm Neffen, unserm geliebten Holm, dem wir doch förderlich sein, dem wir die dornige Reise durch's Leben erleichtern sollten, von dem haben wir Geld genommen! Daraus werden Sie sich ein Bild machen! Es drückt mir so wie so beinahe das Herz ab, daß wir ihm vorläufig diese Schuld nicht zurückzahlen können. Mich nun vollends in weitere Ausgaben zu stürzen, die ihn veranlassen würden . . . Gott soll mich behüten.

Aber Angelika, wandte die Schwester ein, sieh' mal, wenn es doch unbedingt nötig ist! Ich gestehe Dir offen, Du machst mir Sorge. Schlimmstenfalls verkaufen wir eine Kleinigkeit.

Beste, beste Eugenie, rede doch nicht! Was irgend verkaufbar ist, haben wir darangegeben; sogar das silberne Theebrett, das Hochzeitgeschenk des Reichsfreiherrn von Torsten! Ueberflüssiges giebt es bei uns wohl kaum noch, und zwischen den kahlen Wänden können wir auch nicht haufen.

Eugenie schaute bekümmert in ihre Tasse.

Was kann denn so eine ärztliche Konsultation kosten? meinte Johanna.

Die Konsultation ist es ja nicht allein, verjetzte Frau Sturm. Nach derselben kommt die Behandlung — und die verschlingt allemal Unsummen.

Wenn ich es wagen dürfte, stammelte Fräulein Bloch, den Damen ein Darlehn zur Verfügung zu stellen . . .

Frau Angelika drückte dem hageren Mädchen gerührt die Hand.

Sie sind ein Engel! Aber ich weiß, Sie brauchen Ihr Geld selbst. Und hiernon abgesehen — nein! Solche Verpflichtungen haben für mich etwas geradezu Aufregendes!

Verzeihe, liebe Schwester, sagte Eugenie, wenn ich hier Deine Auffassung nicht zu theilen vermag. Es handelt sich doch um einen vergleichsweise ganz geringen Betrag. Für alle Fälle habe ich mein Armband noch . . .

So! Dein Armband! Das letzte Geschenk unserer in Gott ruhenden Mutter! Nein, Schwester! So tief sind wir, dem Himmel sei Dank, denn doch nicht gesunken, daß wir die heiligsten Pflichten der Pietät mit Füßen zu treten brauchten! Laß' nur! Es wird schon besser werden! Wenn Du inzwischen die Güte hättest, die Lampe etwas herunterzuschrauben . . . Ich weiß nicht, das brennt und sticht heute so, und das Licht ist so eigenthümlich roth.

Johanna griff mit dem langen Arm nach der Docht'schraube und drehte die Flamme tief ein.

Nun verfiel das Gespräch, man wußte nicht wie, auf Herrn Klingelhöfer.

Ein abscheulicher Mensch, sagte Frau Sturm. Es thut mir schon leid, daß ich ihn ausnahmsam.

Wieso? forschte Johanna.

Nun, er kommt immer so spät nach Haus . . . Und was man da neuerdings von ihm hört . . . Leider Gottes war ich darauf angewiesen . . . Wir mußten ja froh sein, das Zimmer zu diesem Preise loszuwerden . . .

Johanna Bloch ward nachdenklich. Sie kam sich ordentlich schlecht vor, daß sie den jungen Mann, von welchem Frau Sturm in dieser nicht mißzuverstehenden Weise sprach, beim besten Willen nicht antipathisch fand . . . Im Gegentheil, die merkwürdige Aehnlichkeit mit Fridolin Steinebach, die ihr, je länger sie hin und her sann, um so frappirender schien, weckte ihr ganz eigenthümliche Regungen. Die strenge und etwas menschenfeindlich gefärbte Frau Kammerrath urtheilte doch wohl etwas zu schroff. Jugend hat keine Tugend . . . Vielleicht besaß Herr Klingelhöfer ein ungewöhnlich leidenschaftliches

Temperament, das bei Gelegenheit mit ihm durchging. Vielleicht auch war es nur eine Lücke in seinem Bildungsgang, die noch bequem ausgefüllt werden konnte, wenn sich Frau Sturm oder sonst ein selbstloses weibliches Wesen freundschaftlich seiner annahm. Der Umgang mit Frauen — so hieß es bei Altmeister Goethe — ist das Element guter Sitte. Unter Frauen verstand der Poet natürlich Damen der besseren Gesellschaft, mit denen Herr Theodor Klingelhöfer dem Anschein zufolge allerdings wenig nur in Berührung kam. Wurde diesem bedenklichen Mangel rechtzeitig abgeholfen, so konnte auch Klingelhöfer im Charakter sich festigen und ein tüchtiger, achtunggebietender Mensch werden, an dem selbst eine Frau Kammerrath Sturm ihre Freunde sah.

Sie fühlte, daß sie bei diesen Betrachtungen heftig erröthete. Ihre Verwirrung zu verbergen, stand sie auf, trat an ihr Bücher-schränken und holte, wie zur Ablenkung von den Sorgen der Gegenwart, ein Goldschnittbändchen hervor, in das sie seit ihrem vierzehnten Jahr Alles einschrieb, was ihr an lyrischen Dichtungen wohlgefiel.

Mit Erlaubniß der beiden Damen las sie nun Einiges vor; zunächst das Herder'sche „Ein schöne Menschenseele finden“, das ihr heute noch tiefer und großartiger dünkte als sonst; hiernach das Rückert'sche „Hoffe, du erlebst es noch“ und zuletzt ein paar Frühlinglieder von Ludwig Uhland.

Gegen halb elf trennte man sich. Das Drücken und Stechen in den Augen Angelika's hatte von Stunde zu Stunde zugenommen. Es lag ein verzweilungsbanger Zug auf dem Antlitz der sonst so heroischen Frau, als sie beim Weggang sagte: Ich fürchte jetzt selber, die Sache wird ernst.

Johanna tröstete sie, rieth ihr, sich vor dem Schlafengehen noch eine halbe Stunde lang kalte Umschläge zu machen und morgen doch dem Wunsch ihrer Schwester zu folgen und sich vom Augenarzt untersuchen zu lassen.

Als dann Johanna allein war, trat sie noch einmal vor das ephreu-umkränzte Bild ihres Fridolin Steinebach. Ernst und feierlich wie eine Göttin der Wahrheit hielt sie die Lampe hoch und leuchtete ihm voll in's Gesicht.

Nein, Du zürnst mir nicht! hauchte sie wehmuthsvoll. Dann ging sie zur Ruhe. Sie träumte außerordentlich wirr. Die Persönlichkeit des Verstorbenen mischte sich ihr mit Theodor Klingelhöfer. Stolz und würdevoll stand Fridolin Steinebach da drunten im Laden und wog Kaffee ab und nahm Kaffee-Büchsen aus dem Gefach und reichte sie ihr, seiner ewig geliebten Johanna, sehnsüchtig über den Ladentisch. Dann umschlang er sie sanft und küßte sie auf die bebenden Lippen, und sie legte ihm schüchtern den kleinen Kopf über die Schulter . . . Aber sie mußte sich hücken, tief hücken, denn sie paßten jetzt lange nicht mehr so gut zueinander, wie in der ersten Zeit ihrer Brauttschaft. Und immer wieder reichte er ihr Kaffee-Büchsen mit blau und roth schimmernden Etiketten, und jedesmal gab er ihr einen Kuß und raunte geheimnißvoll: Roth ist die Liebe, blau ist die Treue!

Spät am Morgen wachte sie auf. Sie sah nach der Uhr; es war halb zehn vorbei.

Gott, ach Gott! So was ist mir ja nicht passiert seit meinem letzten Kasino-Ball! Und dieser närrische Traum! Ich weiß nicht . . . Schade, daß ihm die akademische Bildung fehlt . . .! Und daß er so schrecklich jung ist . . . Ach, Unsinn! Wie kann ich nur denken . . .! Aber ihn geistig zu heben, sein ungeschultes Gemüth zu veredeln, ihn mir jetzt und immerdar zu heißem Dank zu verpflichten . . . Das wäre doch ein Beruf, eine Lebensaufgabe . . .

In höchster Zerstretheit besorgte sie ihre häuslichen Obliegenheiten. Zum Malen würde sie heute wohl kaum noch kommen.

Nun fiel ihr die arme Frau Kammerrath ein.

Sie muß doch gleich einmal fragen . . .

Sie ging hinüber. In Wohnzimmer fand sie Eugenie Kaulig. Das alte Fräulein schien außer sich.

Guter Gott, was ist denn geschehen?

Sie war beim Arzt, versetzte Eugenie. Ach, es ist fürchterlich! Ein halbes Jahr lang darf sie nicht das Geringste mehr arbeiten! Gott, ach Gott, wo soll das hinaus!

Sie meinte zum Herzbrechen. Wo ist denn Ihre Frau Schwester? Daneben. Acht Tage lang soll sie im Dunkeln sitzen. Als ob ich's geahnt hätte, wie ich da gestern von meinem Armband sprach. Das wird nun doch wohl heran müssen, so sehr sie dagegen ist! Aber was dann? Johanna Bloch strich ihr liebevoll die thränenbeströmten Wangen.

Sein Sie nur ruhig, Fräulein Kaulig! Der liebe Gott wird schon weiter helfen! Ich für mein Theil, so lange ich noch Etwas habe... Ich bitte Sie, Fräulein Kaulig... Aber ganz gewiß, mit dem größten Vergnügen! Das ist doch Menschenpflicht, und ich habe Ihre Frau Schwester so lieb... Sie können das ganz getroßt annehmen!

Und das hochaufgeschossene Mädchen umschlang die zierliche alte Dame mit tröstender Zärtlichkeit, und die Thränen der Beiden vermischten sich.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am Vormittage des dritten März — denn der zweite März war ein Sonntag gewesen — trat der Agent Birkheim ernst und würdevoll in den Laden des Schneidermeisters.

Nach fünf Minuten erschien Hartwig, ein Bischen bleich, aber außerordentlich ruhig und kaltblütig. Er hatte in dieser Angelegenheit seit vorgestern nicht mehr die Finger gerührt. Alle Hülfsmittel waren erschöpft, und Birkheim würde auf das, was Hartwig, der Bitte des braven Hans Behrend Folge gebend, ihm vorzuschlagen wollte — zweihundert Mark baar und Stundung des Restes bis Anfang Juni — ja doch nicht eingehen.

Herr Hartwig, begann der Agent mit halblauter Stimme, ich komme persönlich, weil ich Grund zur Vermuthung habe... Daß ich nicht zahlen kann, fiel ihm Hartwig kurz in die Rede. Das haben Sie mit gewohntem Scharfsinn herausgehängt. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnt, Ihnen einen Vorschlag zu machen...

Herr Hartwig, Sie wissen, ich bin ein außerordentlich prompter Geschäftsmann. Auf die Minute — das war von jeher mein Grundsatz, bei mir und bei Andern...

Na ja, also. Sie verstehen mich falsch. Ich sehe wohl ein, daß es Verhältnisse giebt...

Der Schneidermeister sah ihn ungläubig an. Birkheim er-

widerte diesen skeptischen Blick mit einem Säbeln des Vorwurfs. Dann sagte er langsam:

Es ist doch merkwürdig, daß ein Mann wie Sie, ein so offener, verständiger Kopf, mich von Anfang an so durchaus falsch beurtheilt hat! Sogar meine Gefälligkeiten haben Sie mir unfreundlich ausgelegt.

Allerdings, Herr Agent, versetzte der Schneidermeister. Jeder Andere würde Vernunft annehmen, mir Zeit lassen, damit ich endlich einmal ein Bischen zu Athem komme. Sie aber... Und darauf war's bei der ganzen Geschichte ja abgesehen.

Ich wiederhole Ihnen, Sie thun mir Unrecht! Was soll ich viel Worte machen? Sie können nicht zahlen?

Nein. Zweihundert Mark stehen zu Ihrer Disposition!

Gut. Die zweihundert Mark nehme ich! Und wann bekomme ich den Rest?

Wie? Sie hätten die Absicht...?

Was bleibt mir denn Anderes übrig? Ich werde doch um dieser Kleinigkeit willen einen geachteten Mann nicht in Fatalitäten bringen! Obgleich ich ja allen Grund hätte, Ihnen speziell aufässig zu sein.

Herr Birkheim, sagen Sie das im Ernst?

Wie sonst? Ueberhaupt... ich bekenne Ihnen, es hat mich peinlich berührt, daß wir damals wegen der unbedeutenden Streiterei so auseinander kamen! Was ist denn weiter damit, wenn zwischen Männern einmal ein unwirksames Wort fällt? Man spricht sein Bedauern aus, giebt sich die Hände, und damit basta? Sie denken doch nicht etwa, daß ich Ihnen das nachtrage mit Ihrer Tochter? Du lieber Himmel! Sie stecken ja auch nicht drin, wenn so ein junges Mädchen sich allerlei Zeug in den Kopf setzt. Bei Licht betrachtet, war's eine Dummheit von mir. Ich hätte mir sagen können, der junge Mann da, der Doktor Schubart, verkehrt nicht umsonst bei Hartwig's.

Der Schneidermeister nagte die Lippen.

Ich weiß von nichts, sagte er mißmuthig. Wenn aber wirklich etwas zwischen den Beiden im Gange war, so ist's aus, — radikal aus!

Nun, das findet sich schon! schmuzelte Birkheim wohlwollend. Einstweilen handelt es sich noch nicht um Herrn Schubart, sondern um uns. Sehen Sie, Herr Hartwig, wie Sie mir leghin wieder so schroff begegneten — es war ja vielleicht unedel von mir, aber der Mensch ist Mensch, und schließlich köcht einem doch das Blut einmal über — da habe ich mir eigentlich vorgenommen, das schwerste Geschütz wider Sie aufzufahren. Sie wissen, ich habe dem Fräulein Bloch die Hypothek abgekauft; aus reiner Gefälligkeit, weil die ihr Geld lieber in sicheren Papieren anlegt... (Fortsetzung folgt.)

Sein Experiment.

Von Gertrud Franke-Schievelbein (Göttingen).

(Nachdruck verboten.)

Nun aber änderte sich das Bild. Statt der hübschen Promenadenwege kamen kleine enge dumpfige Straßen. Sehr viel Menschen gingen darin und die Kinder, die lärmend und schreiend vor den Thüren spielten, waren so grau und müßig, daß Walthers sie im Verdacht hatte, zur Familie der Struwelpeter zu gehören.

Ein Paar ließen Kreisel tanzen, Andere hüpfen auf einem Bein — noch Andere trudelten einen Reifen. Als Walthers einmal stehen blieb und einem kunstvoll wirbelnden „Klappfüßel“ bewundernd nachsah, erhielt er von einem zerlumpten Jungen einen Stoß in den Rücken.

„Wat steißt denn un hollstis Maul open, Du Dölmner?“ schrie er erboßt.

Walthers sah ihn aus seinen frommen, runden Kinderaugen fürchtlos und ernsthaft an. „Ich will zu... meinem Pa — paa... damit deer... sich... freut...“ bekannte er unschuldig.

Ganz verwundert war er, als der Bub darauf in ein lautes Gelächter ausbrach. „Kiek eens, wat 'n Dölmner! Kiek eens wat en Schapskopp!“ Diese Schimpfworte rührten unsern Helden so wenig, wie sie den steinernen Roland am Markt bebelligt hätten. Voll guter Zuversicht, tapfer ausschreitend, setzte er seinen Weg fort.

Die Schaufenster mit ihren Herrlichkeiten fesselten ihn von Zeit zu Zeit. Er stand davor und wünschte sich Alles... und überlegte, was er der Mama heute Abend beim Zubettgehen besonders an's Herz legen wollte... die kaufte es ihm sicher. Unerfüllte Wünsche kannte Bue eigentlich noch nicht, dazu war seine Mama viel zu gut...

Allmählich aber wurden ihm die Beine schwer. Er seufzte

ein paar Mal und bekam Sehnsucht nach seinem hübschen Kinderstuhl. Hungrig wurde er am Ende auch... und es lagen so lockende Dinge in den Läden. Er lief auf's Gerathewohl, immer der Nase nach. Das „Torium“ mußte ja nun bald kommen — und der Papa. Ja, es war Zeit, daß Papa sich freute. Denn Buecke verging das Freuen mehr und mehr.

Wäre er nicht so stolz und tapfer gewesen, am Ende wären ihm wirklich ein paar Thränen über die runden Backen gerollt! Aber so! — Er machte ein kühnes Gesicht und zog die Mundwinkel, die immer herunterrutschten, gerade als zöge sie Jemand gewaltsam hinab, jedesmal mit vieler Mühe wieder empor. Das wäre doch eine Schande gewesen, wenn ein Mann — in Männerhosen — der ganz allein seinen Vater im Laboratorium besucht — wenn der... geweiht? — Gott bewahre!

Auf einmal aber — ja da half alle Philosophie nicht! — Da saß Bue mitten auf der Straße, platt auf seinen prallen neuen Höschen... Ein großer Köter sprang lustig vorbei... Und Bue — heulte —, als wenn nicht eben noch die tapfersten Grundstücke seinen Busen geschwellt.

„Was weinst Du denn?“ fragte ein kleines Mädchen mit kurzen blonden Zöpfen und einen Korb am Arm. „Bist Du hingefallen?“

„Der Hu... uu... und!“ heulte Bue noch lauter. Der Damm war gebrochen, der Strom des Wehs ließ sich nicht hemmen. Doch ließ der Unglückliche sich herbei, an der Hand des Mädchens langsam aufzusteigen.

„Der thut nichts,“ beruhigte ihn die blonde Dirne. „Komm! Wohin willst Du denn?“

„Zu... meinem... Pa... paa!“ brachte Bue mühsam



heraus. Das Schluchzen stieß ihn wie ein kleiner Bod. Aber er zwang es tapfer hinab. Und auf die neugierigen Fragen seiner Gefährtin konnte er endlich mit leidlicher Fassung eine Erklärung seiner Absichten und seines Reisezieles geben.

Das Mädchen spitzte die Ohren und machte ein sehr pfiffiges Gesicht. „So so!“ sagte sie dann altklug, „Dein Vater ist also wohl Conditör.“ „Na, da will ich Dich schon hinbringen. Wo ist es denn aber?“

Buck gefand, er wisse es nicht, und die kleine gewiegte Dirne sah ihn mit kränkendem Mitleid an. Dann aber meinte sie kurz entschlossen, sie wollten nur drauf losgehen; sie würden es schon finden. Wenn's das Rechte ist, mußst Du's aber sagen!

Walther ergriff ihre nicht allzusaubere Hand. Ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit durchdrang ihn. Sein kleines, verlassenes Herz hatte schon solche Sehnsucht nach einem Halt, einem freundlichen Wort gehabt. Nun war er wieder müßig und vergaß Hunger und Müdigkeit. Bereitwillig beantwortete er die neugierigen Fragen seiner Führerin, die ein förmliches Verhör über seine Familienverhältnisse und sein Vorleben mit ihm anstellte.

Auf einmal aber blieb sie stehen und fragte: „Ist es hier?“ Und Walther blickte in wahre Paradiesesherrlichkeit. Ein großes Schaufenster mit den verschiedensten Kuchen, mit Bonbons, Bralines, Schnüren von Quittenwurst und Eingemachtem in selbst gemachten Gläsern. Kurz, Walther's kühnste Träume vom Pfefferkuchenhäufel, von den Wundern des Schlaraffenlandes waren durch die Wirklichkeit tausendfach überboten.

Mit offenem Munde stand er — ganz Auge — ganz Begehrlichkeit — ganz brennende, fiebernde Sehnsucht . . . 3. B. die Marzipantorte mit dem bunten Vogel darauf! — Oder die Erdbeertörtchen . . .

Er nickte nur wie im seligsten Traum, als das kleine Mädchen fragte: „Da drin ist Dein Papa?“

„So geh hinein!“ wuschelte ihm die kleine Eva zu, „und bring' mir ein Stück heraus! Aber ein schönes! Hörst Du? Ein ganz, ganz großes! . . . Denn siehst Du, ich hab' Dich doch heimgebracht . . . Sonst hättest Du Dich verlaufen, und wärst unter die Häder gekommen . . . oder der Buzemann hät' Dich mitgenommen und in's schwarze Loch gesteckt. Das sag Deinem Papa! Dafür hab' ich mir wohl einen Lohn verdient . . .“

Wieder nickte Walther, und in seiner naiven Zuversicht stieg er die Stufen zum Ladeneingang empor. Das Mädchen klinkte ihm die Thür auf, ließ ihn hinein und blieb dann lauernd stehen, die Augen und die Phantasie berauschend an den Herrlichkeiten, die sie überschauen konnte.

Buckele aber stand wie verloren mitten im Laden. Wie das duftete! Wenn das Alles ihm gehörte und er essen dürfte — essen, so lange, bis er nicht mehr konnte! . . .

„Was willst Du denn, Kleiner?“ fragte eine Dame, die ruhig hinter dem Ladentisch stand — in übermenschlicher Enthaltbarkeit, wie's Buckele dünkte.

„Zu meinem Pa—paa . . . will . . . ich,“ sagte Buckele und ließ die Augen zersireut umherschweifen.

„Aber Dein Papa ist nicht hier . . .“

Diese Nachricht war Walther in dem Augenblick ziemlich gleichgültig. Seine Gedanken waren auf ein anderes Ziel gerichtet, und zehn Pferde hätten ihn nicht von der Stelle gebracht, ehe er's erreichte.

Das Fräulein begann zu lächeln über den sonderbaren Gast. „Dein Papa ist nicht hier,“ wiederholte sie. „Was willst Du denn sonst noch?“

Buck hätte beileibe nicht gebettelt. Das war zu streng verpönt zu Haus.

„D . . . ist Großpapa's Geburtstag,“ sagte er leise.

„So?“ lachte das Fräulein. „Wer ist denn Dein Großpapa?“

Das mußte Buckele wieder nicht. Deshalb wiederholte er das einzige, was ihm positiv von dem alten Herrn bekannt war. „Sein Geburtstag ist heut . . . Und ich habe die neue Hofe an,“ fügte er hinzu, überzeugt, hiermit den tiefsten Eindruck zu machen.

„So? Die neue Hofe?“ lachte das Fräulein. Und da ihre geistigen Fähigkeiten noch eben gerade ausreichenden zum Kuchenverkaufen, sonst aber nicht sehr entwickelt waren, so wußte sie die Unterhaltung nicht weiter fortzuspinnen. Eine Pause trat ein. Das Fräulein lächelte albern, und Buck stand ernsthaft, beharrlich, unentwegt auf sein Ziel lossteuernd.

„Zum Geburtstag ist man Kuchen,“ sagte er endlich mit zarten, doch nicht mißzuverstehendem Wink.

„Nicht möglich!“ heuchelte das Fräulein. „Gast Du denn welchen?“

„Nein,“ sagte Buck und da das Fräulein wirklich etwas schwach von Begriffen schien, kam er ihrem Verständniß zu Hilfe. „Aber wenn ich welchen — hät—te, würde ich . . . auch . . . gär—ne wäl—chen . . . äf—sen.“

Der Blick verzehrender Sehnsucht, den er dabei über den Ladentisch schweifen ließ, rührte selbst des Kuchenfräuleins oft bestärktes und künstlich verhärtetes Herz. Mit gnädigem Nacheln reichte sie ihm ein Bisquitstück hinüber. „Nu, weil Großpapa's Geburtstag heute ist!“

Buck hatte vor Entzücken fast das Danken vergessen. Er trollte sich strahlend davon, tief beschäftigt von der Kardinalfrage, ob er oben mit dem Zuckerguß oder lieber unten mit dem gerippten braunen Grunde beginnen sollte. . . .

Da . . . that sich wie durch ein Wunder die Thür von selber auf. Draußen, auf der obersten Stufe, stand wie eine Schildwache seine Führerin. Und mit lästernen, funkelnden Augen streckte sie die Hand nach seinem Schatz aus.

Buckele hielt ihn fest. Mit seinem Leben hätte er ihn verteidigt. Aber das Mädchen sah ihn zornig an. „Was? Betrügen willst mich, Du Deert, Du? — Gleich giebst das Stück her . . . oder Du erlebst was . . .“

Buck merkte, daß Gewalt vor Recht geht. Widerstandslos lieferte er der kleinen Begelagerin die Beute aus. Mit thränenersichtiger Stimme erbat er sich nur ein „kleines, kleines Häppchen,“ — was ihm auch gewährt wurde. Und dann schmauseten sie — so vertieft — wenn die Welt untergegangen wäre — sie hätten es nicht gemerkt. — — —

„Walther!“ sagte in diesem Augenblick eine bekannte Männerstimme im Tone tiefsten, ungläubigsten Erstaunens.

„Papa!“ gab Walther etwas unbedeutlich zurück, denn er würgte an dem letzten Bissen des etwas trocknen Gebäcks. Und als der glücklich hinaberpebirt war, — fragte er mit freierem Stimmenklang: „Warum warst Du denn . . . nicht . . . in . . . dem . . . Loo—rinn . . . Pa—pa?“

Das kleine Mädchen war auf einmal verschwunden. Freudig faßte Buck seines Vaters Hand. Aber merkwürdig — der machte gar kein nettes Gesicht. In Buckele dämmerte etwas, und er suchte die aufsteigende Unruhe durch desto unbefangeneres Schwatzen zu maskiren.

„Nun erlaube mir einmal das Wort,“ unterbrach ihn der Vater mit unangenehm energischem Ton. „Wie kommst Du denn eigentlich allein hierher? Und zu der Gesellschaft? Und zu dem Kuchen?“

Und Buckele erzählte — die ganze Geschichte — von der neuen Hofe — von dem abgegangenen Kade — wie er den Papa habe auffuchen wollen, um sich einmal die „Perimente“ angusehn. — —

Und wenn Buckele erzählte — gründlich war's und gewissenhaft — aber es gehörte Geduld dazu, das Ende abzuwarten. Doktor Berk Müller zeigte, entgegen seiner sonst etwas hastigen Natur, heute eine wahre Engelsgeduld. Doch sein Schweigen legte sich immer drückender auf Walthers Stimmung.

„Hu! . . . meinte Doktor Berk Müller zum Schluß, als die Gartenmauer des Hauses schon in Sicht kam, „wenn ich Dich recht verstehe, so war Dein Davonlaufen auch so gewissermaßen ein Experiment?“

Buck nickte. Es stieg ihm schmerzhaft die Kehle hinauf, die Mundwinkel gingen hinab . . . in den Augen saß etwas Blankes, das ihn am Sehen hinderte.

„Ja, siehst Du, mein Sohn, es ist eine unangenehme Eigenschaft aller Experimente, daß sie manchmal Ueberraschungen bringen und Dentsettel hinterlassen, die einem die Lust zu weiteren Versuchen gründlich verleiden. Und, mein Junge, leider fürcht' ich, daß dies Dein Fall sein wird.“

Buckeles dämmernde Ahnung wurde zur Gewißheit, als die Mama ihm entgegen stürzte, mit verweinten Augen, als sie unter Jauchzen und Jubeln ihn an sich riß . . . ihn von sich hielt, um ihn anzuschauen — und dann wieder und wieder küßte, wie einen schon verloren Gegebenen.

Und dann die Geschwister, die Tanten, die Diensthoten!

— — — Buck kannte sein Schicksal und mit philosophischer Ruhe ergab er sich darein. — Der Rest ist Schweigen. — — — Noch lange danach, wenn bei Berk Müllers die Rede wieder auf Experimente kam, wurde Frau Käthe nervös und verstimmt, Dolph und Mieke kicherten schadenfroh in sich hinein, und Buck hielt es für gerathen, sich schleunigst davonzubrüden und seine kleine runde Kehreite in Sicherheit zu bringen.

wurfs.  
ein so  
falsch  
ir un-  
Seber  
mit ich  
r . . .  
oll ich  
n!  
n be-  
ch um  
itäten  
ll auf-  
es hat  
tenden  
damit,  
fällt?  
damit  
nach-  
ken ja  
Zeug  
umheit  
na, der  
aber  
s aus,  
wohl-  
Schu-  
ie mir  
ht un-  
focht  
entlich  
fahren.  
kauft;  
cheren  
)  
ten.)  
inder-  
gen so  
immer  
en —  
Denn  
wären  
erollt!  
g die  
zöge  
Mühe  
wenn  
Vater  
Gott  
ht! —  
brallen  
i . . .  
fersten  
n mit  
st Du  
Der  
nicht  
Hand  
omm!  
ihjam



### Allerlei.

**Die Journalistentribüne des neuen Reichstagsgebäudes** ist unzweifelhaft einer der wichtigsten Räume desselben; von ihr aus wird erst das gesprochene Wort Gemeintut und sie vermittelt den Verkehr zwischen dem Hause und der Öffentlichkeit. Kein Wunder wenn daher auch im Neubau unseres Reichsparlaments besondere Sorgfalt auf die Anlage und Einrichtung dieser Tribüne verwendet worden ist, sie befindet sich auf der vom Präsidentensitz aus links liegenden Schmalseite des Saales und nimmt hier, an der Logenbrüstung gemessen, eine Länge von 12 Meter ein, während 5 Meter Länge nach dem Tische des Bundesraths hin noch für den letzteren abgetheilt sind. Die Tribüne bietet Daher ihrer größeren Tiefe weit mehr Raum, als die bisherige, die den Journalisten nur 50 Quadratmeter gewährte, während jetzt circa 80 Quadratmeter geboten werden, dementsprechend hat auch die Zahl der Sitze, die sich wie bisher amphitheatralisch aufbauen, von 64 auf 84 erhöht werden können, von denen 56 mit Bullen versehen sind. Die mittlere Entfernung der Journalistenplätze der vordersten Reihe von der Rednertribüne beträgt 17 Meter 80 Centimeter, erheblich mehr als gegenwärtig, wo allerdings der größte Theil der Journalistentribüne hinter den Plätzen des Präsidenten und der Rednertribüne liegt. Bedauerlich ist, daß die Entfernung bis zum Sige des Reichskanzlers, der bisher den Vertretern der Presse ziemlich nahe saß, bis auf 21 Meter ausgedehnt und ebenso, daß die preussischen Bundesrathsmitglieder, die meist zur Rechten des Präsidenten placirt sind, erheblich von den Journalisten abgetrennt sind. Herr Ballot gedenkt jedoch alle diese Schwierigkeiten durch die gute Akustik des Saales zu heben und hat für dieselbe allerdings alles Menschenmögliche gethan. Erstens ist die Form des Raumes rechtlich gewählt, weil die in den meisten Parlamentssälen des Auslandes (Wien, Paris, Versailles, Rom, Madrid, Washington etc.) beliebte halbrunde Form des antiken Theaters wohl das beste Verhältniß des von der Tribüne aus sprechenden Abgeordneten gewährt, aber den vom Platz aus redenden — der bei uns die Regel bildet — oft gänzlich unverstanden läßt. Sodann sind sämtliche Ecken, in denen zwei Flächen, sei es in horizontaler oder vertikaler Richtung zusammenstoßen, schon im Mauerwerk abgerundet und wie der ganze Raum, in dem nur einige Wandflächen über den erhöhten Bundesrathssitz zur Bemalung freigelassen worden sind, mit Eichenholz getäfel. Die Tribünen sind nach hinten durch mächtige, ebenfalls aus Eichenholz gezimmerte Bouten abgeschlossen, die in Verbindung mit der niedriger als die des Saales gelegenen Decke den Schall förmlich auffangen, endlich ist die Zahl der den Architrav tragenden Pfeiler auf eine möglichst geringe Zahl beschränkt, auch sie sind von oben bis unten in vieredriger Form mit Eichenholz umkleidet. Ebenso erfreulich wie die Vergrößerung der Tribüne ist für die Journalisten die Ausdehnung der Arbeitsräume, die im alten Gebäude ganz unzulänglich und stellenweise geradezu gesundheitsgefährlich waren. Dort hatte man den Zeitungsleuten nur 7, zeitweilig 8 Arbeitszimmer mit 170 Quadratmeter Flächeninhalt zugewiesen, während im Neubau 10 große luftige Zimmer mit 80 bequemen Schreibplätzen zu Gebote stehen. In demselben Zwischengeschos, wie die Tribüne, liegen drei der Arbeitszimmer mit je 8 Plätzen und ein geräumiger Restaurationsaal, der es den Journalisten ermöglicht, ohne Betreten des Foyer eine Erfrischung zu nehmen. Tribüne und Arbeitszimmer sind von der Aufgangstreppe durch einen Korridor zugänglich, ehe man in denselben gelangt, legt man in einem bequemen Vorraum die Garderobe ab. Von diesem Zwischengeschos steigt man auf zwei Treppen zu den oberen sieben Arbeitszimmern hinauf. In beiden Stockwerken werden auf den breiten Korridoren Kojen für Fernsprecher angelegt, die an die einzelnen Zeitungen überlassen werden. In jedem der Arbeitszimmer befinden sich 2 Arbeitstische zu je 4 Plätzen, deren Platte mit Eucalyptus, einem neuverfundenen Stoff von der Weichheit des Luchses, aber ohne dessen Starrheit, bezogen sind. Kleine Schränkchen und bequeme Stühle bilden das weitere Meublement. Zwei elektrische Schirmlampen beleuchten jeden Arbeitstisch.

**Ein Projekt à la Jules Verne** zur Erreichung der Erdrinde wird in der „Deutschen Bauzeitg.“ besprochen: Wegen der Zunahme der Wärme mit der Entfernung von der Oberfläche der Erde gilt die Tiefe von Schächten als begrenzt. Um aber weiter in das Erdinnere vorzudringen, wird ein Schacht zuerst so tief gebracht, bis die Erdwärme weiteres Vordringen verhindert; „dann wird ein von oben bis zur Sohle reichendes Rohr in denselben eingebaut; in dieses wird kalte Luft von oben eingeblasen, die an der Sohle ausströmend und im Schacht emporsteigend die nöthige Abkühlung herbeiführt. Zwar behalten im Anfang die Sohle und unteren Schachtwände ihr natürliche Wärme; wenn aber mit dem Einblasen kalter Luft längere Zeit fortgesetzt wird, so wird allmählich eine Erkaltung derselben entstehen und der Aufenthalt für Menschen auf dem Grunde erträglich sein. Es kann dann die Sohle gelöst und vertieft werden. Mit stückweiser Verlängerung des Rohres wird vorgegangen, sowie die Vertiefung es gestattet. Dadurch, daß man der Luft den geeigneten Kältegrad giebt, das Einblasen derselben zeitweise oder fortwährend betreibt, wird sich die Temperatur auf der zum dauernden Aufenthalt von Menschen erforderlichen Höhe erhalten lassen. An Mitteln, Luft beliebig abzukühlen, fehlt es ja nicht; es würde zum Einblasen derselben eine Maschine eingerichtet werden müssen. Im Uebrigen müßte die Praxis Lehrmeisterin sein. Bei zunehmender Tiefe wird auch der Luftdruck hinderlich. Derselbe dürfte schwerer als die Erdwärme un-

schädlich zu machen sein. Der Schacht müßte in gewisser Tiefe abgeschlossen und die Luft im unten liegenden Theil durch Auspumpen auf dem zum Aufenthalt von Menschen geeigneten Druck erhalten werden. Eine Luftschleuse zum Einsteigen (wie bei der Druckluft-Gründung) darf nicht fehlen. Auch sind die Schachtwände, wenn sie nicht etwa aus vollkommen geschlossenem und dichtem Gestein bestehen, mittelst irgend einer Bekleidung (z. B. Metallplatten) luftdicht zu machen.“ Trotz aller dieser Mittel, so schließt der Artikel, kann aber der Vertiefung durch Umstände, die sich in der Erde selbst befinden, z. B. durch Gasanhäufung, ein Ziel gesetzt und weiteres Eindringen unmöglich gemacht werden.

**Als Beispiel englischer Geschäftsbehandlung** wird dem Stuttgarter „Tagebl.“ folgendes berichtet: Ein Herr aus Stuttgart fuhr jüngst in London mit der Untergrundbahn von Carls Court nach Charing Cross Station. In dem Coupee befanden sich zwei automatische Apparate zur Erzeugung von elektrischem Licht, die nach Einwurf von einem Penny (81/4 Pfg.) jedem Reisenden nach Belieben elektrisches Licht zum Lesen u. s. w. geben sollen. Diese kleine elektrische Lampe, an der Wand des Coupees unter dem Gewächse angebracht, hatte für unseren Stuttgarter den Reiz der Neuheit, und er beschloß deshalb, einen Versuch damit zu machen. Nachdem er die beigezeichnete Instruktion gelesen hatte, warf er das Geldstück in die Oeffnung und drückte, wie es in der Vorchrift verlangt war, auf den betreffenden Knopf — ohne jedoch das gewünschte Ergebnis zu erzielen; der Automat versagte den Dienst. Ein mitreisender Landsmann lachte über den Vorfall und meinte, der Penny sei verloren. Um ihm nun das Gegentheil zu beweisen, richtete der Stuttgarter am anderen Morgen eine Reklamation unter Angabe der Wagennummer an die Gesellschaft „Railway Automatic Electric Light Syndicate“. Tags darauf erhielt er von der Gesellschaft einen Brief, der in der Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Geehrter Herr; Wir dank Ihnen zu Dank verpflichtet, daß Sie die Güte hatten, uns von einer defekten Lampe, die wir schleunigst repariren lassen, zu unterrichten. Es gereicht uns zum Vergnügen, Ihnen Ihren Verlust zurückständig Porto anbei zu ersetzen, und wir hoffen, daß Sie auch ferner uns Ihre Kundschafft erhalten und auch in Zukunft die Freundlichkeit haben werden, uns von irgend einer Unregelmäßigkeit unserer Apparate, welche zu verbessern wir stets bestrbt sind, in Kenntniß zu setzen.“

**Die Fürstin als Blumenverkäuferin.** Auf den Straßen Bologna's verkauft gegenwärtig nach einer uns zugehenden Mittheilung die Fürstin Courtoir de Beauricourt Blumensträußen. Die junge Dame, die einem hochedlen Stamme entsprossen ist, wurde im Jahre 1871 in Algier geboren, wo ihr Vater ungeheure Besitztümer hatte. Die Mutter starb, als sie dem Kinde das Leben schenkte, und der Vater verlor später sein Hab und Gut durch unglückliche Spekulationen. Auf einer Reise durch Inner-Äthiopien wurde er von Arabern getödtet. Das kleine verwaiste Fürstentkind wurde von einer armen Frau aufgenommen, welche es erzog und sich seiner in rührender Weise annahm, aber vor zwei Jahren starb auch diese Frau und der junge Prinzessin fehlte auch jede Stütze, sie stand allein in der Welt da. Sie begab sich daher nach Italien, um sich ihr Brod ehrlich zu verdienen. Und jetzt verkauft der Abkömmling eines hochberühmten Geschlechtes Blumen in Bologna. — Ob und wie viel dabei Dichtung ist, können wir leider nicht sagen.

**Wittenskarten.** Charles Blunt schreibt: „Meine Wittenskartensammlung ist um einige prächtige Exemplare bereichert worden. Da habe ich eine kleine zierliche Karte, auf der in fein gestochener Schrift steht: „Charles Müller, deutscher Kochschneider mit abnößbarem Futter.“ Eine andere Karte wurde mir aus Frisco zugesandt, da steht vielsagend und klipp und klar zugleich: „Miss Maud Burwell, Erbin.“ Jedenfalls eine Eigenschaft, um die ich die begehrenswerthe junge Dame beneide. Sehr imponirt hat mir auch die Karte: „James Fred O'Keen, Stiefelpuher im Bristol Hotel, Wilkins — Aired Mass“, und von großem Selbstbewußtsein und heroischem Muthe zeugt die originale Karte: „Sam Jonathan Rees, Neger und Privatier.“ Sehr beruhigt hat mich die Karte des Fabrikanten Richard Mellon-Corner, welcher in kleiner Schrift rechts unten dazu bemerkt „in allen Staaten gesehlich geschützt.“ Das größte Interesse aber erregte bei mir die verblüffende Karte Archibald Doile, Autographen-Schreiber. Dieser Mann beschloß ich aufzuwachen, und — meine Neugier wurde belohnt. Mr. Archibald Doile ist nämlich von einem Dollars aufwärts Autographen aller lebenden und nicht lebenden Berühmtheiten. „Es kostet mich nur wenig Mühe,“ sagte er mir. „Wollen Sie ein Autogram von Franklin, ich schreibe es Ihnen sofort. Washington können Sie sehr billig haben. Ich arbeite dieselben stets vor.“ — „Und verdienen Sie viel?“ fragte ich. — „Jun es geht,“ entgegnete er, „so zehn bis zwölf Dollars täglich.“ Auch ein Geschäft, dachte ich mir.“

**Ein Selbstmord aus eigenartigen Motiven** hat sich bei Selgenkühlen in der Nähe des Kirchdorfes Großenkneten (Oldenburg) zugetragen. Der dafelbst stationirte Gendarm verfolgte einen Mann, welcher getödtet hatte. Als der Verfolgte merkte, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken sei, zog er eine Pistole aus der Tasche und schoß sich in den Mund, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Man fand bei dem Todten eine zweifelhafte und zwei einlaufige geladene Pistolen, sowie 6 Mk. 50 Pfg. Geld in 5- und 10-Pfennigstücken. Der Verletzte war von großer, schlanker Statur, ca. 50 Jahre alt.